

Laibacher Tagblatt.

Administration und Expedition: Herrngasse Nr. 7.

Nr. 169.

Abonnementpreise:
für Laibach: Ganzj. fl. 8.40;
Anstellung im Haus v. 25 fr.
Mit der Post: Ganzj. fl. 12.

Dienstag, 27. Juli 1880. — Morgen: Celsius u. Viet.

Insertionspreise: Ein-
spaltige Petitzeile 4 fr., bei
Wiederholungen 3 fr. An-
zeigen die 6 Zeilen 20 fr.

13. Jahrg.

Deutsch-Krainer.

Ist der Deutsche, beziehungsweise der Deutsch-Oesterreicher, in Krain wirklich ein Fremdling, wie man ihn von Seite unserer national-clericalen Hesperostel so gerne hinzustellen bemüht ist?

Wir können diese Frage nicht besser beantworten, als durch den Hinweis auf die Gründe, welche das Reichsgericht seiner Entscheidung über die Schulfrage von Brody zugrunde legte. Bekanntlich hatte man von Seite der Polen der weitaus überwiegenden deutschen Bevölkerung von Brody das Recht abgesprochen, sich als Deutsche zu fühlen. Den Beweis dafür war man schuldig geblieben, außerdem geht man von dem Grundsatz aus, daß der Israelit kein Recht hat, sich zu einer anderen Nationalität zu bekennen, als es eben der augenblicklich am Ruder befindlichen nationalen Partei beliebt. Die Entscheidung unseres höchsten und, sagen wir es nur, unseres trotz seiner kurzen Thätigkeit viel bewährten obersten Gerichtes in politischen Angelegenheiten hat nun diese Frage in kürzester und treffendster Form dahin erledigt, daß die Zugehörigkeit zu einer Nation keinem Machtspruche unterliegt, sondern nur einzig und allein von der freien Entscheidung des betreffenden Individuums abhängt. Man hat nicht zu fragen, wessen Stammes man sei, sondern bloß zu erklären, wessen Geistes Kind man sei. So wenigstens muß jeder Einsichtsvolle den durchwegs richtigen Standpunkt der Nationalitätenfrage auffassen, und in diesem Geiste hat sich auch das Reichsgericht zugunsten der deutschen Schule in Brody ausgesprochen.

Die Brodyer Schulfrage ist nun allerdings nicht mehr auf der Tagesordnung. Sie ist als concreter Fall bereits abgethan, und es würde uns gewiß auch nicht in den Sinn gekommen sein, auf diesen von uns wiederholt beleuchteten Fall

nochmals speciell zurückzukommen, wenn nicht das in den letzten Tagen mit besonderer Energie neuerdings losgelegte nationale Pelotonfeuer gegen die „Nemskutarji“ uns die Frage nahe legen würde, wie sich denn dieser Lärm mit jener durchwegs begründeten Anschauung verträgt, welche eben den Forderungen zugunsten der deutschen Schule in Brody zu so eclatantem Siege verhalf. So lange es bei uns in Krain noch keine Pervaken gab, fiel es niemandem ein, bei uns zulande über Nationalitäten zu hadern. Man war eben ein „Krainner“, man erfüllte seine Schuldigkeit gegen den Staat und hielt es keinem Mitbürger für übel, wenn sich derselbe bei seinem Verkehre etwa einer anderen Sprache bediente als jener, die man selbst mit Vorliebe sprach. Heute ist, Dank der Agitation einer in ihren Zielen ganz unberechenbaren panslavistischen Bewegung, welche ihre Wellen auch über unsere Landesgrenzen trieb, das Wort „Krainner“ fast in Verruf gekommen. Die national-clericalen Partei kennt gar keine Krainer mehr; sie hat sie insgesamt zu Slovenen umgetauft und beehrt jene, welche sich diese Bezeichnung nicht octroyieren lassen wollen, kurzweg mit den Spottnamen „Nemskutarji — Deutschthümmler.“

Daß man aber mit solcher Benennung niemandem einen Schimpf zufügen kann, scheint man ganz zu übersehen. Denn wenn schon einmal der Schatz einer in gemeinsamer Sprache niedergelegten Geistesarbeit das vereinigte Moment im Leben einer Nation bildet, dann ist jedenfalls der „Deutschthümmler“, welcher die Schätze der deutschen Literatur als sein geistiges Miteigenthum betrachtet, weit besser daran, als jene national-clericalen Phrasendrescher, welche aus der Schreibweise des „Narod“ die classischen Belege für eine slovenische Schriftsprache herausquetschen möchten. Was wir aber deshalb um so weniger billigen können, ist die eigenthümliche Passivität, vermöge welcher

unsere deutsch redenden und in deutscher Bildung herangewachsenen Landleute sich nicht dazu entschließen können, den ihnen vermeintlicherweise als Schimpfnamen beigelegten Namen der „Deutschthümmler“ zu einem Ehrennamen zu erheben. Bettler (geux) hatte ein französischer Edelmann im Gefolge der Generalstatthalterin von Spanien die um die Achtung ihrer alten Rechte petitionierenden niederländischen Standesherrn genannt. Das hinderte aber doch nicht, daß unter dem Ehrennamen der Geusen die wackeren Niederländer das stolze Spanien zur Erkenntnis brachten, daß der Muth einer kleinen Schar mehr vermag, als das stolze Selbstbewußtsein eines auf die Masse pochenden Zwingherrn. Sollten nicht die auf dem Boden der deutschen Bildung stehenden Krainer dem erwähnten Beispiel folgen? Warum soll man denn nicht sagen können, daß man ein Angehöriger der deutschen Nation, wenn auch nicht von Abstammung von Urahns Zeiten her, so doch vermöge seines geistigen Entwicklungsganges geworden ist? Wo liegt denn da ein Widerspruch, nachdem doch der höchste Gerichtshof in derlei Fragen sich dahin ausgesprochen, daß die Nationalität nicht mehr Frage der ethnographischen Ableitung, sondern vielmehr eine Sache der freien Entscheidung des einzelnen Individuums sein müsse? Wir behalten uns vor, diese Angelegenheit demnächst eingehender zu besprechen. Davon aber sind wir schon heute überzeugt, daß der Name der „Deutsch-Krainer“ für den Fall einer entschiedenen nationalen Einigung aller von der Slovenisirungsflut im Besitze ihrer auf höhere Ziele, als auf die Erhaltung einer national angestrichenen Pfaffenherrschaft hinausstrebenden Mitbürger sehr bald einen ähnlichen ehrenvollen Namen in der Geschichte des österreichischen Verfassungslebens einnehmen wird, wie jener der Deutschböhmern.

Feuilleton.

In letzter Stunde.

Criminalnovelle von M. von Roskowitz
(Fortsetzung.)

Eine Pause tritt ein — eine lange Pause, in welcher Carola ihr Herz schlagen hört, doch keines Wortes mächtig, keines klaren Gedankens fähig ist, während er nach Fassung ringt.

„Verzeih“, daß ich dich und in so ungehöriger Weise überraschte,“ beginnt er endlich. „Ich habe mich so lange und oft mit übermenschlicher Anstrengung beherrscht und wollte es auch noch einige Zeit hindurch; ich wollte es schon aus Schonung für dein schwesterliches Gefühl.“

Das nennt er Schonung ihres schwesterlichen Gefühles!

„Deine Triumphe erfreuten mich — ich gönnte sie dir; denn ich wußte, daß, wenn die Fuldigung eine ernste Wendung nahm, du sie kalt ablehnen würdest.“

Sie erblaßt.

„Daraus schöpft ich die Hoffnung, ich sei dir nicht ganz gleichgiltig und dürfe es getrost abwarten —“

Ihre gebieterische Handbewegung nach der Thüre weist ihn hinaus.

Er beachtet diese Aufforderung nicht — fährt leidenschaftlich fort: „Bist du, der Mädchenspielerien müde, den Platz der Herrin nicht nur in meinem Hause, sondern auch in meinem Herzen, an meinem Herzen —“

„Kein Wort weiter! Ober — oder —!“ stößt sie hervor.

„Nein, Carola, jetzt sollst, jetzt mußt du mich hören!“

Sie will nach der Thüre; er umfaßt jedoch ihren Arm und drückt ihn so fest, daß sie laut aufschreien möchte vor Entrüstung über solch rohe Gewalt. —

Und er ist nun ja todt. Seltsam nur, daß sie noch immer seinen heißen Blick zu fühlen wähnt und mit ihm verkehrt, wie mit einem Lebenden. Es erfüllt sie jetzt indess mit großer Genugthuung, daß er nicht mehr unter den Lebenden weilt. „Er oder ich!“ schwirrt es durch ihren Sinn. Anders konnte es nun eben nicht mehr sein; gut nur, daß es — vorüber ist.“

Trotz dieser Befriedigung schlägt ihr Herz, als wolle es zerspringen.

„Keine Thorheit, Carola! Ich werde mir nicht

das Leben nehmen um ein Körbchen, das ich mit deinen anderen Bewerbern theile. Sein Ton verräth die kaum niederzuhaltende Erregung seines Innern. „Nicht etwa aus Kalksinn, sondern weil ich warten kann, bis du dich befinnst. Aber das sage ich dir, willst du etwa diesen Laffen, dem ich morgen kündige, der die Schwelle unserer Wohnung nicht mehr betritt —“

Helles Roth überflutet ihr eben noch so blaßes Gesicht.

„Ja!“ lodert er wild auf. „Carola, es ist also wahr? Dann hüte dich! Du weißt nicht, wessen ich fähig bin.“

Geringschätzend zuckte sie die Achseln und wirft den Kopf in den Nacken zurück. Furcht ist ihr überhaupt fremd. Und nun vollends vor ihm, der sie tödtlich beleidigte, den sie tief verachtet!

Ihr Mienenspiel dient nicht dazu, ihn zu beschwichtigen.

„Was mich vorhin so außer mir brachte, war eben die Anmaßung dieses Menschen und — daß du sie leider erzeugt oder doch genährt hast. Achtest du selber dich nicht zu hoch, um dich so fortzuwerfen?“

„Herr — Bergemeister!“

„Du leugnest also, daß du mit Burghard —“

Ein neues Experiment des Grafen Taaffe?

Unsere innere Politik ist seit dem Schlusse der Landtage ganz und gar ins Stocken gerathen. Selbst die vielfach angekündigten Berichterstattungen der Reichsraths- und Landtagsabgeordneten an ihre Wähler scheinen wegen der drückenden Hitze vorläufig sistirt worden zu sein. Kein Wunder, wenn hier und da ein Blatt dennoch bestrebt ist, selbst in der saueren Gurkenzeit seinen Lesern sensationelle Nachrichten von großer politischer Tragweite zu eröffnen. So läßt sich die „Politik“ in einem Wiener Briefe die Mittheilung machen, daß Graf Taaffe in der nächsten Reichsrathssaison eine Gesetzesvorlage zur Durchführung des Paragraphen 19 des Staatsgrundgesetzes einzubringen beabsichtigt, um dem Sprachenkrieg auf allen Gebieten ein Ende zu machen und grundsätzliche Bestimmungen über den Begriff und Umfang der Staatsprache zu fixieren. Ob die tschechische oder slowenische Sprache zur Staatsprache erhoben werden soll, weiß der Wiener Correspondent vorläufig noch nicht zu melden. Wir würden uns gewiß höchlichst freuen, wenn es dem großen Veröhnungsgrafen gelänge, die unaufhörlichen Streitigkeiten über den § 19 in Bälde zu beiseitigen, glauben jedoch, daß nach den bisherigen Prämissen die Entscheidung über diesen so wichtigen Paragraphen nicht in einer Weise gelöst werden würde, die die Mehrzahl der Bevölkerung Cisleithaniens befriedigen möchte. Hat Graf Taaffe im Ernste die Absicht, auch auf diesem Gebiete klares Licht zu schaffen, so können wir ihm wohl keinen besseren Rath ertheilen, als den Wurmbrand'schen Antrag auf Erhebung der deutschen Sprache zur Staatsprache als Regierungsvorlage im Reichsrathe einzubringen. Die Coalitionsidee würde durch Einbringung dieses Antrages kaum um ein Jota verrückt werden, ja sie würde dadurch, vielleicht zum erstenmale, erst zum Ausbruche gelangen. Allein da fällt es uns ein, daß es die gegenwärtige Regierung gewesen, die am Schlusse der letzten Reichsrathssaison zu einem wirklich parlamentarisch unwürdigen Mittel gegriffen, um sogar die Begründung des Wurmbrand'schen Antrages zu hintertreiben. Diese Regierung, die die famosen böhmischen Sprachenzwangartikel ins Leben gerufen, die die Zustände in Krain auf eine Stufe gebracht, wie sie bisher trister noch nie bestanden, wird wohl schwerlich die Sprachenzustände im polyglotten Oesterreich derartig systematisieren, daß den Deutschen, als den einzigen Trägern der Cultur und Civilisation, ihr Recht nicht geschmälert werden würde. Graf Taaffe

kann also ohne Zweifel schon jetzt darauf verzichten, seitens der verfassungstreuen Abgeordneten in dieser Frage Unterstützung zu erhalten, so sehr wir überzeugt sind, daß der Verfechter der Hohenwart'schen Fundamentalartikelpolitik in dem Wahne lebt, jede Klippe beim Rudern des österreichischen Staatsschiffes zu umgehen, und möglicherweise die Klugheit und Schlaumeierei seines Systems für so hoch hält, daß dasselbe auch das Schießpulver und die Buchdruckerkunst zu erfinden imstande wäre, wenn nicht Berthold Schwarz und Gutenberg dies schon gethan hätten.

Zur Flottendemonstration

geht der „W. Allg. Ztg.“ von ihrem Specialcorrespondenten, Spiridion Gopcevic, folgender Commentar zu:

„Bevor noch die gemeinsame Flottendemonstration stattgefunden, gefallen sich unsere türkischen Organe darin, dieselbe ins Lächerliche zu ziehen. Auf welche Weise vermögen denn Schiffe zur montenegrinischen Occupation des Bojanagebietes beizutragen? Fragen sie höhnisch. Als Fachmann erlaube ich mir zu antworten: Mehr als man glaubt! Es handelt sich nur darum, die Sache richtig anzupacken.

„Die Nacht der Liga beläuft sich gegenwärtig auf höchstens 6000 Mann, von denen kaum 2000 im Bojanagebiet stehen. Ein Panzerschiff genügt, Dulcigno zur Uebergabe zu zwingen, denn dieses erhebt sich amphitheatralisch am Strande und bietet den Geschützen treffliche Ziele. Wenn nun die Mächte ein montenegrinisches Bataillon in Antivari einschiffen, kann selbes nach der Wegnahme Dulcignos gelandet werden. Es würde genügen, die Stadt zu besetzen. Außer diesem Panzerschiff bedarf es jedoch noch eines Duzends leichter Fahrzeuge. Sechs Kanonenboote, welche höchstens fünf Fuß tauchen, hätten die Bojana hinauf zu fahren; zwei von ihnen müßten in den See einlaufen und durch beständiges Kreuzen auf demselben jeden Zuzug verhindern. Die vier anderen hätten vom Ausflusse der Bojana (unweit Schiroka) auf derselben bis Dboti zu kreuzen und jede die Ueberfahrt versuchende Loundra (Boot) in den Grund zu bohren. Sechs anderen Kanonenbooten mit höchstens sechs Fuß Tiefgang würde dieselbe Aufgabe auf dem Unterlauf der Bojana, von Dboti bis zur Mündung, zufallen. Diese sechs Kanonenboote könnte England beistellen, denn es besitzt in den zwölf Fahrzeugen der „Medina“-Classe (a drei 64pfünder, zwei Mistraillen, 310 bis 415 Pferdekraft, 363 bis 386 Tonnen, 40 Mann, 9 $\frac{1}{2}$ bis 10 Knoten,

5 $\frac{1}{2}$ bis 6 Fuß Tiefgang) die hierzu geeigneten Schiffe. Zu den anderen sechs Fahrzeugen könnten Remorqueurs und kleine Dampfer von der Gattung des „Trinculo“, „African“, „Wards“, „Wats“ oder größere Torpedoboote verwendet werden. Die einzige Brücke über die Bojana, jene bei Skutari, wäre entweder militärisch zu besetzen oder zur Hälfte abzutragen. Auf diese Weise wären die zweitausend im Bojanagebiet stehenden Albanesen isoliert und unfähig gemacht, der montenegrinischen Occupation Widerstand zu leisten. Sobald diese das Bojanagebiet militärisch besetzt, könnte man die Demonstrationsfahrzeuge zurückziehen und es den Montenegrinern überlassen, ihren Besitz zu vertheidigen. Dies könnte ihnen nicht schwer fallen, denn erstens bildet die Bojana eine natürliche Grenze, welche nicht so leicht zu überschreiten ist, und dann kann die Liga ohnehin nicht daran denken, bei ihrer Schwäche noch offensiv vorzugehen. Die Hauptsache bei der ganzen Flottendemonstration ist und bleibt die Absperrung der Bojana, und dazu bedarf es keiner Panzerschiffe, sondern kleiner Dampfer von möglichst geringer Tauchung.

Vermischtes.

— Der Gesundheitszustand des Kaisers. Die „Wiener Abendpost“ enthält folgendes auf den Gesundheitszustand des Kaisers bezügliche Dementi: Ein hiesiges Wochenblatt enthält über den Gesundheitszustand Sr. Majestät des Kaisers ganz willkürliche Angaben. Mit Rücksicht darauf, daß diese Notiz von den meisten Wiener Journalen reproducirt wurde, beeilen wir uns, zu constatieren, daß die erwähnten Mittheilungen jeder Begründung entbehren. Eine Erklärung, die sich Sr. Majestät, wie bereits gemeldet wurde, vor einiger Zeit zugezogen haben, ist seit längerem glücklich behoben, so daß Sr. Majestät sich gegenwärtig des besten Wohlseins erfreuen. Es ist demnach selbstverständlich, daß alle aus jener Notiz gezogenen Folgerungen jedes Anhaltspunktes entbehren.

— Brüsseler Musikconcurrentz. Bei der internationalen Musikconcurrentz hat die österreichische Musikkapelle des Regiments Biemiicki unter der Leitung des Kapellmeisters Alfons Cibulka den ersten Preis davongetragen. Das Publicum brach in Jubel darüber aus. Die Capelle spielte die Brabanconne und dann die österreichische Volkshymne unter allgemeinem Enthusiasmus. Der Kapellmeister wurde von den belgischen Officieren beglückwünscht und freudig umarmt. Schließlich durchzog die Capelle mit klingendem Spiele die Stadt.

„Ich leugnen? Haha!“ Kurz und schneidend lachte sie auf. „Warum — gegen wen? Habe niemandem Rechenschaft zu geben, zumal —“

„Nicht? Oh! Ich werde dich lehren, daß ein Vormund es hindern kann, wenn eine verblendete Thörin sich an einen Lump fortwerfen will.“

Spöttisch hat sie sich tief verbeugt und sagt hohnlachend: „Allen Respect vor meinem Herrn Vormund, aber seine Sklavine bin ich nicht.“ Sodann fügt sie heftig hinzu: „Auch formell soll das Verhältnis gelöst werden. Wäre ich ein Mann, so forderte ich blutige Rechenschaft von Ihnen; in meiner Lage jedoch, wie sie ist, erkläre ich: Keinen Tag mehr lebe ich unter demselben Dache mit Ihnen. Morgen gehe ich —“

Er zwingt sich zu einem Gelächter. „Zu ihm — natürlich. Muß ich meinem Fräulein Mündel bemerklich machen, daß einem Vormund auch kräftige Mittel, Gericht und Polizei, gegen eine Durchgängerin zur Seile stehen? — Romantisch ist das allerdings nicht.“

Sie will kalt, eiskalt sein, und sie ist eiskalt, wie erstarrt. Doch nur äußerlich. Ihr Herz hämmert gewaltig, in ihren Ohren braust das Blut, so daß sie nichts weiter hört.

Nichts hört? O doch, und zwar einen Namen,

der sie mit unaussprechlichem Entsetzen erfüllt. Es ist ihr Name. Derselbe lautet indes nicht Carola, wohl aber mit demselben leidenschaftlichen Klange, wie er ihn so oft wiederholte: „Lady Macbeth!“ Man pocht draußen.

Sie will aufschreien, bringt aber keinen Ton über ihre Lippen. Sie will fliehen, vermag es jedoch nicht, sie ist wie festgebannet. Und das Pochen wird immer stärker, dröhnt in ihren Ohren wie Hammerschlag. Was zimmert man denn da? Etwas für sie, für Lady Macbeth, Carola —?

Ein rother Schein legt sich gleich einem blutigen Schleier über ihre Augen. Ist das Lampenlicht oder Facelschein, bei welchem das Schaffot?

Von der furchtbaren Angst zu gewaltjamer Anstrengung getrieben, öffnet sie die Augen und ruft ein herzinniges: „Gottlob, es war nur ein Traum!“

Der Schimmer, der sie selbst durch die geschlossenen Lider blendete, ist der Widerschein des Sonnenstrahls auf dem gegenüberstehenden, hellen Hause. — Sie liegt halb angekleidet auf dem Bette, und das Rouleau ist nicht heruntergelassen. Gleichzeitig nimmt sie wahr, daß das Klopfen, das sie eben so ängstigte, kein Traumbild sei.

Das Klopfen wurde wiederholt unter dem

Zurufe, das Fräulein möchte gefälligst herunter kommen.

In ihrem noch verworrenen Sinne dämmert allmählich die Erinnerung auf; nöthigt sie doch schon die fremde Männerstimme, sich zu besinnen.

Sich erhebend, hat sie ein Gefühl, als verlasse sie zum erstenmale das Krankenlager, auf welchem sie bewußtlos mit dem Tode gerungen. Das erklärte all' die grauenhaften Vorstellungen, die sie inzwischen gepeinigt, und auch die seltsame Unordnung in ihrem Zimmer.

Ihre erste Bewegung hatte dem Klingelzuge gegolten; allein die Dienerin, die sonst auf den leisesten Ton der Glocke herbeistürzte, erschien nicht.

Daß der Mann noch vor ihrer Thür stand, war ihr nicht entgangen.

„Bitte, schicken Sie mir das Mädchen.“ befahl sie mit ihrer gewöhnlichen Ungebuld bei der kleinsten Verzögerung.

„Geht nicht, Fräulein; kann ich nicht.“ war die hörbar von Verlegenheit zeugende Antwort.

„Das heißt — ich habe —“

In der Meinung, das Mädchen sei fortgeschickt, wartete sie nicht ab, bis er es stotternd herausgebracht, ihm sei befohlen, sie vorläufig mit niemandem reden zu lassen, fragte vielmehr herb:

— Unwetter. Aus Kärnten kommen neuerliche Berichte über das verheerende Unwetter, das dortzulande in der abgelaufenen Woche geherrscht hat. So fielen in der Gegend von Prävali am 20. d. förmliche Eisklumpen mit tausendem Geräusche zu Boden, die sich im Auspralle platt schlugen. Man maß da Stücke mit 45 bis 60, ja sogar mit 63 Millimeter Durchmesser. In Piescha fand man Stücke von 70 bis 80 Millimetern Größe. Der Hagel deckte die Umgebung ein Decimeter hoch mit einer schneeweißen Decke, nachdem man vor Ausbruch des Gewitters fast 32 Grad Celsius im Nordschatten gezählt hatte. Im ganzen Niespithale sind die Garten- und Feldfrüchte total vernichtet, die geknickten Halme derart in das Erdreich gestampft, daß man sie nur mit Mühe herausziehen kann. Auf den Obstbäumen ist keine Frucht mehr zu sehen, zahllos die gebrochenen Zweige und Äste. Ganze Scharen erschlagener Vögel lagen auf dem Boden; Fenster und Dächer der Gebäude haben vielfach gelitten. Von heftigen Gewittern heimgesucht wurde an diesen Tagen auch die Umgebung von St. Veit; in der Stadt selbst schlug der Blitz zweimal ein, glücklichweise ohne weiteren Schaden anzurichten. Von dem Hagelwetter hatten insbesondere die Gemeinden Piemberg und Gradeneck viel zu leiden, wo die Bauern über die Vernichtung der heuer so günstigen Erntehoffnungen mit Recht schrecklich jammern. Auch aus dem Ober-Drauthale kommen schlimme Nachrichten. Die schweren Gewitter, die sich daselbst entluden, haben in Zwickenberg, Simmerlach, Detting und Ober-Drauburg sämtliche Saaten vernichtet, da die Schlossen die Größe von Taubeneiern erreichten. Die Landleute dieser Gegend, die schon im Vorjahre über eine förmliche Missernte zu klagen hatten, leiden nun doppelt unter dem verheerenden Wüthen der Elemente.

— Der Onkel aus Amerika. Man schreibt aus Brünn unterm 23. Juli: „Victor Adler v. M. ist ein Abkömmling einer altadeligen polnischen Familie, dem jedoch zur Zeit, als er die Familie repräsentieren sollte, nicht viel mehr übrig geblieben war, als der Name. In Galizien zu Hause, verheiratet und Vater mehrerer Kinder, konnte er daselbst weder seine Familie noch sich ernähren und kam auf Anrathen einer in Brünn lebenden Tante hierher, um in den Dienst der österreichischen Staatsbahn-Gesellschaft zu treten. Die Anstellung, die er da innehatte, mag wohl nur sehr schmale Bissen gestattet haben, denn er zog bald darauf nach Wien, um von dort elend und gebrochen wieder hierher zurückzukehren. Der bei der Staatsbahn von ihm innegehabte Posten war mittlerweile besetzt worden, und so blieb dem Manne, um mit seiner Familie nicht Hungers zu sterben, nichts anderes übrig, als — Dienstmann zu werden. So lebte er eine Zeitlang schlecht und recht

„Wer wünscht meine Gegenwart?“

„Der Herr Kreisrichter, — Kreisrichter Weidlingen.“

„Ach!“ Alles, was ihr noch dunkel gewesen, trat vor ihre Seele mit den beiden Worten: Gericht und Polizei, die ihr Schwager gestern gebraucht.

Ihr Schwager!

Vom Waschtische prallte sie förmlich zurück. Das Wasser in der Schüssel war blutig.

Voller Grauen wendete sie die Augen vom Waschbecken ab und beendigte in fliegender Hast nothdürftig ihren Anzug; mehr noch ihre fürchtbare Erregung als die Gewohnheit, bedient zu werden, hinderte sie. Und ihr lag daran, den ihr fremden Mann nicht noch länger warten zu lassen. Ihre Bitterkeit mochte ihm gewiß schon aufgefallen sein.

Die Uhr zeigte halb Vier; sie war stehen geblieben, jedoch nicht abgelaufen. Carola wußte also nicht, wie spät es schon sei, wohl aber aus dem Stande der Sonne, daß es nicht mehr früh sein könne.

(Fortsetzung folgt.)

— wohl mehr schlecht als recht. Nun aber war schon im Jahre 1848 ein Bruder seiner Mutter nach Amerika ausgewandert und seither verschollen, bis gestern der Dienstmann Adler v. M. durch das Gerücht die gewiß nicht unangenehme Nachricht erhielt, der Onkel in Amerika sei daselbst reich geworden und jüngst gestorben, nachdem ihm seine Gattin im Tode vorausgegangen war; seinen Neffen habe er zum Universalerben einzusetzen nicht vergessen. Noch weiß der Glückliche selbst nicht, wie hoch sein Vermögen nunmehr anzuschlagen ist, Thatsache ist aber, daß Brünn einen fleißigen, braven Dienstmann verliert.“

— Die Reise der Kaiserin Eugenie. Aus Paris wird vom 24. d. geschrieben: „Vor-gestern abends langte die Kaiserin Eugenie telegraphischer Meldung zufolge in Madeira an und setzte noch in derselben Nacht an Bord des „Trojan“ ihre Fahrt nach Plymouth fort. Zwölf Tage zuvor war sie in St. Helena gelandet und von den Behörden der Insel empfangen worden. Die Garnison bildete, wie dem „Gaulois“ berichtet wird, Spalier von Briars, der ersten Residenz Napoleons I., bis nach Longwood House und dem Grabe des Kaisers. In Longwood House betete die Kaiserin in dem Zimmer, wo Napoleon I. verschied, und bezeugte ihre Genugthuung darüber, daß das Haus mit so großer Pietät erhalten werde. Bei dem Besuche an der großen Grabstätte des Gefangenen von St. Helena schnitt die Kaiserin von der Trauerweide, welche das Grab beschattet, zwei Schößlinge ab, den einen für sich, den anderen für die Königin Victoria.“

Local- und Provinzial-Angelegenheiten.

— (Die Laibacher Volksküche) veranstaltet aus Anlaß des 50. Geburtsfestes Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef am 18. August l. J. ein Festessen, bei welchem vierhundert Arme unentgeltlich werden gespeist werden. Freiwillige Spenden zu diesem humanen und patriotischen Zwecke übernimmt Herr Stadtcassier Hengthaler.

— (Ehren-„Narod.“) In seiner heutigen Nummer bringt das Organ der Herren Bošnjak und Genossen Fortsetzungen auf dem Gebiete der persönlichen Schmähungen und Denunciationen. Wir erachten es für vollkommen unwürdig, uns in weitere Analysen dieser nationalen Rothablägerungen einzulassen, und sind überzeugt davon, daß keiner der Herren, die das unglückliche Opfer dieses nationalen Pamphletes geworden, sich in seiner Ehre gekränkt fühlt. Glaubt „Slovenski Narod“ im Interesse seiner Anhänger zu handeln, wenn er das Rabulistenthum und die crassesten Denunciationen auf den Culminationspunkt hinausschraubt, so gratulieren wir ihm zu seinen Erfolgen, erklären aber, auch heute auf dem Standpunkte zu stehen, auf dem wir seit Creierung unseres Journalen gestanden, nämlich das journalistische Ehr- und Anstandsgefühl niemals verletzen zu wollen.

— (Beförderungen im Magistrats-beamtenspersonal.) Der bisherige Praktikant Bradascha wurde zum Cassé-Official und der unbesoldete Praktikant Koschir zum adjutierten Praktikanten ernannt.

— (Leichenbegängnis) Die Beerdigung des verstorbenen Majors des Landwehr-Ruhestandes Franz Dobrauz fand gestern nachmittags unter dem üblichen militärischen Gepränge statt. Den Conduct führte der Major Ritter v. Gariboldi des 17. Inf.-Reg. Auch der Landwehrcadre des 28. Bataillons war mit ausgerückt.

— (Orgelschule.) Die vom krainischen Cäcilienvereine zur Hebung der Kirchenmusik unterhaltene Orgelschule in Laibach hält Donnerstag, den 29. d. M., eine öffentliche Prüfung ihrer Schüler ab. Diese Schule, die heuer bereits ihr drittes Schuljahr vollendet, zählte zu Beginn des letzten 24 Schüler, und zwar 21 Schüler aus Krain und je einen aus Steiermark, Kärnten und Görz. Neu eingetretten waren heuer 7 Schüler, darunter einer, der

bereits durch fünf Jahre Organistendienste verrichtet hat; 10 Schüler besuchten die Schule bereits das zweite und 7 das dritte Jahr.

— (Noch immer keine Abhilfe!) Die Gemeindevorsteherung von Schischka scheint an Schwerhörigkeit zu leiden, sie verschließt den gerechten und schon mehrmals laut gewordenen Klagen um Aufstellung eines Polizei-Aufsichtsorganes in der Lattermannsallee und im Tivoliparke noch fort mit eiserner, unerbittlicher Consequenz ihr Ohr. Gestern abends belästigten wieder vier krüppelhafte Bettler inmitte der Lattermannsallee das dort zahlreich promenierende Publicum.

— (Confiscation.) Auch die heutige Nummer des „Slovenec“ wurde von der Staatsbehörde mit Beschlagnahme belegt.

— (Aushilfsreferentenstellen.) Beim hiesigen Landesausschusse sind für die Dauer des Bedarfs des landschaftlichen Conceptdienstes mehrere Aushilfsreferentenstellen in Ausschreibung gekommen.

— (Selbstmord.) Der beim Postamte in Lukowitz als Postexpeditor bedienstete gewesene Peter Zontar wurde im Walde hinter dem Meierhofs des Gutes Egg als Leiche aufgefunden. Die Todtenbeschau constatirte Selbstmord mittelst eines Revolvergeschusses. Zontar defraudierte eine Summe von circa 400 fl.

— (Selbstmordversuch.) Am Sonntag, den 25. Juli, machte der Gendarm Franz Sushnik in Großlup einen Selbstmordversuch, indem er sich mittelst eines Gewehrscusses in den Kopf zu entleiden versuchte. Der Schuß gieng jedoch so unglücklich, daß der Bedauernswerte sich den Unterkiefer zertrümmerte und einen Theil der Zunge erheblich lädierte. Gestern nachmittags wurde der lebensgefährlich Verwundete zur Behandlung in das hiesige Garnisonsspital überbracht. Das Motiv des Selbstmordversuches soll Eifersucht gewesen sein.

— (Journalstimmen über die krainischen Zustände.) Wir veröffentlichen nachstehend eine Aeußerung der „Grazer Tagespost“ über die hiezulande herrschenden Zustände, sowie auch eine Stimme aus der „Cillier Zeitung“ über die Affaire Zwischenwässern. Die „Tgpost“ schreibt: „In Krain greift die „nationale“ Bewegung bereits zu Mitteln, mit denen verglichen die Agitationen der Czegen vollkommen harmlos erscheinen. Wir haben im gestrigen Morgenblatte die Meldung reproduciert, daß ein deutscher Tourist in Bischofs-lad von slovenischen Bauern mißhandelt worden sein soll. Schon im Laufe des samstägigen Vormittags war uns diese Nachricht von zwei durchaus verlässlichen Laibacher Correspondenten zugekommen. Trotzdem haben wir sie, weil sie uns so ungeheuerlich schien, nicht im Abendblatte veröffentlicht und erst gestern mitgetheilt, nachdem sämtliche Wiener Blätter die Meldung gebracht hatten. Nun stellt sich heraus, daß die Verbreitung der Nachricht auf ein ganz und gar unqualificierbares Manöver zurückzuführen sei. In Laibach erhielten nämlich mehrere Parteigenossen der Verfassungspartei Briefe und Correspondenzkarten aus Bischofs-lad, welche die Unterschrift eines der angesehensten deutsch-liberalen Bürger dieses Ortes trugen und in denen die Nachricht von einer neuerlichen Gewaltthat mit allen Details erzählt wurde. Erst später stellte es sich heraus, daß die Unterschrift gefälscht sei, und wurde sofort die strafgerichtliche Untersuchung wegen Briefsäufung eingeleitet. Nachdem alle Bemühungen, den Ueberfall in Zwischenwässern zu vertuschen oder das Gehässige der Thatsache auf die Mitglieder der „Liedertafel“ zu wälzen, gescheitert waren, sollte durch gefälschte Briefe eine Sensationsnachricht in die Welt gesetzt werden, um dann die verfassungstrene Presse der Entstellung zeihen und so auch die notorische Bedeutung des Ueberfalles von Zwischenwässern einigermaßen vermindern zu können. So erbittert schon die Stimmung in Krain ist, so fahren die slovenischen Blätter doch fort, Heftartikel zu veröffentlichen. Der gestrige „Slov. Narod“ begehrt, daß der

